

Die Zeitschrift

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

U n die Stelle des zweiten Spielers traten andere vor die Bude. Aber bei ihnen zeigte sich schon nach den ersten Würfeln die Spielerleidenschaft, das nervöse Hasten nach Gewinn. Da löste einer den anderen ab, indes der Bauer breit und fest auf seinen

Beinen stand, keinen Zoll von seinem Plabe wich und sich um die Erregung der anderen nicht kümmerte.

Jeremias kam, um Trude für ein Weischen abzulösen, damit sie nach dem Kinde leben könne. Er erstaunte ob des

lebendigen Treibens an der Glücksbude. Auf beiden Brettern klapperten fortgesetzt die Würfel, und der Kreis der lachenden Zuschauer erneuerte sich immer wieder. Die Auslage war stark gelichtet; er erickte sie aus den Vorratskisten.



In den Cordilleren: Salto del Soldado (Soldatensprung).

Als Trude zurückkam, sagte sie: „Neunzig Augen sind zuviel für den Hauptgewinn; ich denke, wir sagen abtzig.“ Der Bauer hatte die Lampe schon doppelt bezahlt. Er merkte die Absicht und wurde zum ersten Mal erregt: „Ich brauch' nie geldent! Neunzig Augen! Nicht mehr, nicht weniger! Hier sind zwanzig Pfennig.“

Jeremias zündete die Laternen an und ging. Wie kopfschüttelnd. Es gab doch so viele Menschen. Er sah das harte Gesicht des Bauern im Geiste noch vor sich, als er schon wieder am Fenster des warmen Gasthauseimmers saß und hinabblinzelte auf die erleuchteten Gassenreihen. Hatte Trude doch recht? Ließ sich das Glück zwingen? Oder waren es lauter Zufälle, die den einen hochhoben und den anderen elend verkommen ließen?

Es war zehn Uhr vorbei, als Trude ins Zimmer trat, schneller, hastiger, als es ihre Gewohnheit war. Lachend setzte sie sich auf einen Stuhl. „Endlich hat er sie! 'mias, Du mußt morgen früh die Löcher zuschütten, wo der Bauer gestanden hat. Was sagst Du zu solchem Menschen! Die Lampe kostet ihm das Fünftel ihres Wertes. Ich wollt' ihm Geld zurückgeben. „Pah,“ sagt er, „darauf kommt's nicht an. Ich hab sie, und das ist die Hauptsache!“ Verstehst Du das?“

„Ja.“ Er zuckte die Achseln. „Es ist Torheit. Aber es liegt Methode drin.“

„Eine Methode, die ich mir merken werde. Nur muß man die Torheit möglichst ausschalten finden.“ Sie entledigte sich lachend ihrer wollebenen Umhüllung. „Sagst Du viel hüßen müssen, 'mias?“

„Nein. Wenn ich es warm habe, geht es.“

„Wir werden es bei schlechtem Wetter stets so einrichten wie heute.“

„Das heißt: Du schaltest mich aus.“

Auf Frau Trudes Stirn zeigte sich eine Falte: „'mias, willst Du mir meine Freude verderben?“

Er sah finster zu Boden: „Es ist nicht annehm, weißt Du, in meinem Alter zu den Invaliden geworfen zu werden.“

„Wollen wir uns um Worte streiten? Dürfen wir nach dem Angenehmen und Unangenehmen fragen -- jetzt?“ Sie blickte ihn mit der jugendlichen Kraft ihrer klaren warmen Augen an: „Wir müssen tun, was notwendig ist, Liebster!“

Er beugte sich diesem Blick, dieser überzeugenden Stimme und küßte ihr die Hand: „Du hast recht, Trude. Wie immer. Ja, immer hast Du recht!“ Er machte eine Pause und sagte dann leise, mehr für sich: „Sie haben mir das Rückgrat gebogen bei Meister Brandt.“

„Du wirst Dich wieder aufrichten, 'mias. — Und jetzt möchte ich essen. Du kommst inzwischen die Kasse untersuchen. Hier.“ Sie schüttelte einen Beutel mit großen und vielen kleinen Münzen aus. „Unsern Wagen kriegen wir doch, Liebster! Ach, wird das schön werden! Fahrende Leute! Zigeuner, wie Kräulein Dora sagt!“ Sie lachte hell und klingend.

V.

Frau Trudes Methode bewährte sich. Zwar blieb es auch in der Folge ein mühseliges und ungewisses Leben, das sie bald bergauf, bald bergab führte und ihre ganze Unermüdllichkeit und frohe Kraft forderte, aber die düsteren Befürchtungen Jeremias' wurden zusehends. Weder der erste noch der zweite Tag der Glückfelder Stirnes hatten das richtige Maß gegeben, sondern eigentlich nur die unterste und oberste Grenze bezeichnet, innerhalb deren sich in Zukunft ihre Erfolge bewegten. Es kamen Ausnahmetage derselben Art; in der Regel konnten sie an den Abenden ihrer Geschäftstage feststellen, daß für Brot und Unterkunft der nächsten

Zeit gesorgt sei. Frau Trude war damit zufrieden. Jeremias nicht. Nachdem seine erste Gedrücktheit überwunden und die Erinnerung an jene Vorgänge, die ihn aus seiner Bahn geschleudert, unter dem Eindruck der wechselnden Reisebilder und den Anforderungen jeden Tages verblasst war, richtete sein Verlangen sich auf ein neues Ziel. Er wollte irgendwo ein festes Geschäft erwerben, wollte von neuem in die Streife der Zehnten eintreten und „nicht auf der Landstraße verenden“, wie er sagte.

„Das hast Du aus einem Dora Brief,“ erwiderte ihm Frau Trude. „Ich wette, daß es ihre eigenen Worte sind.“

„Redensfalls ist es auch meine Meinung. Woher weißt Du übrigens, daß sie geschrieben hat?“

Frau Trude lächelte: „Weiß sie aus Deinem Munde spricht.“

Er wurde verlegen: „Na ja. Geschrieben hat sie; ich soll Dir einen Gruß bestellen. Und ja, sie hofft allerdings, uns bald wieder in besseren Verhältnissen zu wissen.“

„Ich hoffe es auch. Ich hoffe, daß wir bald unseren Wagen kriegen werden.“

Jeremias lachte, halb ärgerlich: „Du mit Deinem Wagen! Willst Du denn Dein ganzes Leben lang in den Dörfern herumtatschieren?“

„Warum nicht? Ist es nicht schön, stets unterwegs zu sein?“

„Nein. Abgesehen von der Unruhe, ist überall empfängt uns Mißtrauen und Nichtachtung, wenn nicht gar Verachtung. Fahrende Leute, pah!“

„Zuweilen ist es so. Aber denke Dich fest, bist in einer Stadt.“ Frau Trude sprach nicht weiter.

„Ich verstehe Dich. Du meinst, daß meine Vergangenheit“

„Ja, ich meine allerdings, Jeremias, daß auch Du Dir gar nichts Besseres wünschen kannst, als in einer sauberen Wohnung durch die Lande zu streifen und allen Schikanen und blöden Nachreden aus dem Wege zu gehen. Ich lenne Dich, Du würdest darunter leiden. Und es könnte sich wohl noch einmal etwas Ähnliches wie damals ereignen.“

Er erhob sich. „Ja, das könnte es. Da hast Du recht. Trotzdem“ er sah verloren vor sich hin, gab sich dann einen Ruck: „Nun, vor der Hand ist's schon aus anderen Gründen unmöglich.“

Frau Trude gab sich für den Augenblick zufrieden. Aber mit zäher Energie führte sie den stillen Kampf gegen alle Widrigkeiten fort, die ihrem Vorhaben im Wege standen. So schrieb sie einen ersten Brief an Dora, in dem sie auch das energischste forderte, alle Einflüsterungen, die den allmählich fortschreitenden Gesundungsprozeß ihres Mannes unterbrechen und stören müßten, zu unterlassen. Was Dora nicht sah, Trude bemerkte es sofort: daß hier keine aufgeschossen, die, wenn sie nicht sofort unterdrückt wurden, zu einer tiefgehenden Zwietracht in ihrem Eheleben führen müßten. Sie war entschlossen, in diesen Dingen mit der Rücksichtslosigkeit des Arztes vorzugehen, der gegen Liebe, aber schädliche Gewohnheiten seine Autorität einsetzt.

Dann war noch eine Sorge: Jeremi. Nicht gerade eine Sorge der nächsten Tage, aber doch der Zukunft: was sollte aus ihm werden?

Er stand nun auch schon schon drei Fuß hoch in den Schuhen, war ein schlanker, lebendiger Junge mit blauen Augen und goldgelben Locken geworden, der sich in allen Marktbuden umhertrieb und von den fahrenden Leuten bereits einen Spitznamen erhalten hatte. „Das kleine Wiesel“ nannten sie ihn. Wohl deshalb, weil er so behende durch alle Bekümmernisse schlüpfen konnte und bald hier, bald dort zu sehen war. Die Kuchenhändler und Zuckerbäcker stopften ihn mehr hinein als gut war;

sein Vater legte ihm die besten Bissen auf den Teller.

Ein besonderes Vergnügen bereitete es ihm, das große Glücksrad zu drehen, das Frau Trude als ein neues Inventar der Wude zu gelegte.

Da kamen dann häufig alle freundliche Damen und lachende junge Mädchen, die einen Einsatz wagten: „Ach, bitte, lassen Sie doch den Kleinen das Rad drehen; so ein lieber, hübscher Junge; der muß ja Glück bringen.“

Dann lächelte Jeremias, der alte, sah mit einem stolzen freudigen Leuchten seiner Augen auf den Sohn und rief: „Gewonnen!“

Ja, sie gewannen alle. Eine Miete durfte es nicht sein.

Und Jeremi reichete mit seinen kleinen Händen der lachenden Gewinnerin eine Tasse, eine Brosche, eine Tasse oder was sie sich in einer bestimmten Preislage ansuchen konnte.

Frau Trude lachte dazu: „Geh, Jeremi, geh mit dem Vater spazieren. Ihr ruhert mir das ganze Geschäft.“

Sie gingen gern mit einander, die Weiden hinaus aus dem Jahrmarktstrudel in die freie Natur, wo hohe Berge sich antreuten, breitere Flüsse strömten oder mächtige, dunkelblaue Wälder sich ausdehnten. Oder sie waren in einer Stadt, die alte Merkwürdigkeiten aufwies und geihen sein wollte. „Gönn' Dir auch ein Glas Bier, 'mias; wir werden nicht arm davon.“ Er tat's nur selten, trotzdem Frau Trude ihn, die Verwaltung der Kasse und alle Buchführung überlassen hatte; er geizte mit jedem Groschen. Aber wenn die Kunden geschlossen waren und sie zu Dreien gingen, dann mußte sie ihn oft zurückhalten, weil er in fröhlicher Laune verknawende wollte.

Er fühlte die kluge Politik seiner Frau allem; fühlte sich oft bedrückt davon, weil er dieser Fürsorge und tatkräftigen Liebe nicht entgegenstellen konnte als die eigene Zuneigung und, in den Momenten einer heißen Umarmung eine überströmende Dankbarkeit in Worten. Denn auch die Arbeit lag zum größten Teile auf ihren Schultern. Er löste sie wohl ab in den Stunden der schwächeren Geschäftsganges und besorgte alles was außerhalb der Wude zu erledigen war, aber die treibende, leitende Kraft blieb doch sie. Er fiel ihr nicht ein, Dank zu fordern. Wenn sie Jeremias betrachtete, wie sein gebogener Rücken sich allmählich wieder aufrichtete, wie helle Lichter in seinen Augen spielten und der ihm ursprünglich eigen gewesen Humor von neuem zu erwachen begann, so war's ihr Dank genug, zu wissen, dicht an dem Ziele zu sein, das zu erreichen sie mit allen Kräften bemüht gewesen war.

Jeremias aber sahn hin und her, wie er es wohl aufstellen könne, um ihr eine große Freude zu bereiten. Ihr dreißigster Geburtstag stand in Aussicht; er wollte ihn als Gelegenheit nehmen, seine Dankbarkeit durch die Tat zu erweisen. Wie immer, wenn ihn ein Plan, eine Idee beschäftigte, hatte der Gedanke ihn ganz und ließ nichts Wesentlicheres neben sich aufkommen. Frau Trude bemerkte seine Versunkenheit; sie störte ihn nicht. Als er dann mit dem ganzen Aufwand seiner Schlaueit ihre Wünsche zu erforschen trachtete, harmlos, aber häufig, da durchschaute sie ihn bald und gab ihm kleine bescheidene Verlangen zu erkennen, um seiner Not ein Ende zu machen.

Es war im Juni; sie hatten ihren Stand in einer großen landwirtschaftlichen Ausstellung aufgeschlagen. Das Wetter war sonnig, der Besuch gut, Frau Trudes Tasche von Mücken schwer. Jeremias rechnete Abend für Abend länger als sonst. Er zog seine Bücher zu Rate und addierte, subtrahierte, multiplizierte ganze Vogen voll. Seine Frau sah es mit Verwunderung, mischte sich aber, ihrem Grundsatz getreu, nicht hinein. (Fortsetzung folgt)

Ueber die Cordilleren.

Von W. Herrmann.

Wer die Reise von Chile nach Argentinien zu machen hat und die kleine Mehrausgabe nicht scheut, zieht den Landweg dem Seeweg vor, welcher weniger interessant und nur etwa 10 Tage länger, außerdem aber auch in schlechter Jahreszeit gefährlicher ist. Leider ist das hohe Gebirge nur wenige Monate im Jahr passierbar, von November bis März, dafür aber auch um so lohnender für die unzähligen Reisenden, die jährlich diese Tour zu machen haben.

Das kleine Küstentland Chile ist reich an landschaftlichen Schönheiten; den öden Norden mit seinen endlosen Salpeterfeldern ausgenommen, birgt es unter allen Strichen Landschaften von mannigfaltigem Reiz; das Salenstädtchen Corral mit seinen eng sich zusammenschließenden, bewaldeten Bergen, mit den bis Valdivia sich hinziehenden, romantischen Ufern des Flusses gleichen Namens, der See Manquihue, der Zumbi-Stanal, die schwellende Fruchtbarkeit des Neocagna-Tales, nichts sind sie alle gegen die überwältigende, grandiose Erhabenheit der Anden, von der man beim Ueberschreiten der Cordillera einen kleinen Begriff bekommt.

Zwei Privatgesellschaften, der „Espreio Villalonga“ und die „Transportes Unidos“ besorgen den Verkehr zwischen den beiden Ländern. Sobald man die in der Mitte zwischen der Hauptstadt Chile und ihrem ersten Hafenplatz Valparaiso gelegene Stadt Val-Val erreicht hat, senkt die Eisenbahn ab und fährt durch die Fruchtkammer Chiles, das blühende Neocognatal, über San Felipe nach Los Andes, dem Ausgang der Cordillerafahrt. In schnellstem Tempo rast die alte, vorweltliche Kutsche von dem Bahnhof über das holprige Pflaster, das man jeden Augenblick befürchtet, aus dem Wagen zu fliegen, hin zu einem Gasthof, wo man eben Zeit hat, in aller Eile ein eben so schlechtes wie leeres Frühstück einzunehmen, um dann sofort mit dem draußen wartenden Gefährt nach der auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gelegenen Station der Andenbahn zu raffen, denn zwischen Ankunft und Abfahrt ist nur ein geringer Zeitraum. Schon greifen die niedrigen Spitzen der Anden aus der Nähe herüber, die Luft weht frei und frisch, die Sonne der chilenischen Alpen umspielt in heiteren Reflexen die blendend weißen Gipfen der deutlich sichtbaren Berge. Die Station ist erreicht, der Zug steht schon bereit. Mit eiliger Geschäftigkeit werden die kleinen, zierlichen, einfach aber gleichmäßig ausgestatteten, gut ventilirten Waggons von der lärmenden Menge besetzt, ein Klipp, und fort geht es, langsam hinauf, in die prächtige Gebirgslandschaft hin ein.

Bald haben sich die verschiedenen Elemente in den Waggons geschieden. Hier strecken die mit Rockmützen behaupteten, phlegmatischen Engländer ihre langen Beine mit einer Ungeduld aus, als ob keine anderen Passagiere vorhanden wären. Dort plaudern im lebhaftesten, über sämtliche Abteilungen hin deutlich vernehmbaren Plüschton der aus der Hauptstadt zurückgekehrte Intendente der italienischen Oper mit seinem primo tenore im reinsten Genuesisch; dazwischen klingen deutsche Laute und als Follie des Ganzen, der chilenische, unverfälschte Dialekt der Städte und Landbauer. Zeitungen werden gelesen, Dubendromane verschlungen, Musik in Massen geschwätzt, Cigarren und Zigarren in Mengen verilgt, aber für das anziehende Bild unter uns interessieren sich nur einige Personen, die zu zählen sind. Auch draußen beginnt schon das anmutige Panorama, das uns bis zum Ende der Fahrt nicht verläßt. Der Blick schweift über weite Triften, die sich, bald von vorge-

lagerten Felsen verdeckt, bald unbedeckt in ihrer ganzen Pracht zeigen. Alles ist in das kräftige Grün der chilenischen Flora getaucht, die woher der Tänuung noch kaum der Pflege bedarf, um in üppigster Pracht zu gedeihen. Hier und da werden kleinere Herden, von dem sonnenverbrannten Straß nachlässig bewacht, fest sitzt er, ein Naturreiter wie es wenige gibt, in dem mit hölzernen Bug versehenen Sattel, an dem das aus Anubaut gedrehte Kasso hängt; er ist nur beweglich, wenn er mit einigen schnellen Zähen das eine oder andere ungebändigte Tier durch geschicktes Andrängen mit seinem kleinen, zähen Pferd zur Erdnung bringt. Längs der Bahntrede fließt über wildes Gestein der hier noch unbedeutende Neocognastrom. Sein silberklares Wasser, das späterhin durch mitgeführten Sand und Koth sich gelb färbt, stürzt in lustigen Staskaden über die Steine und Pamurene, die der jährliche starke Winterregen im Monat Juli und August angehäuft hat. Niedrige Gehäuz und Karren aller Arten wachern am Wege. Zwischen dem Gestein erheben sich Stauden des spezifisch chilenischen Wüstenkaktus (quisco) bis zur respektablen Höhe von einigen Metern, überall spritzen vielfarbige Blumen, welche die kräftige Erde Chiles mitunter sogar aus Mauern treiben läßt. Am Sand und Steinboden leuchten uns hier mancherlei wilde Amarullisarten entgegen, die leuchtrote Phacelia ignea, wilde Lilien, kleine blaue Irisarten, entartete Anemonen, die zu Millionen weite Strecken bedecken.

Süher hinauf geht es, von Zeit zu Zeit an einem niedrigen Mando vorbei, wo Bahnwärter oder Viehhüter haufen. Die Vegetation beginnt spärlicher zu werden. Wir passieren die Kesselschlucht Salto del soldado (Soldaten-Sprung) die ihren Namen einer ähnlichen Sage verdankt, wie die Hofstrasse, kommen über die eiserne Brücke bei Guardia vieja, wo unter uns der Fluß mit Donnergeräusch in seinem Netze schäumt, ein so imposanter Anblick, daß selbst die Spießköpfe der Gesellschaft ihre Nase zum Fenster hinausstecken, und langen endlich in Rio Blanco an, der Endstation des Schienenweges.

Hier herrscht bereits ein tolles Treiben. Die von Argentinien angefannte Karawane harrt unseres Zuges, um weiter zu fahren. Bekannte begrüßen sich, erwartete Verwandte und Freunde werden von ihren zum Empfang gekommenen Angehörigen umarmt, ein Gemisch von fünf Sprachen durchschwirrt die Luft. Zeitwärts stehen die Manttiere (mulas) und barren mit Geduld ihrer Entlastung von dem Gepäck.

Wir suchen die bereitstehenden Antiken und Omnibusse auf, und in Abteilungen von vier bis sechs Personen verlastet, geht es unserer letzten Klappe für heute entgegen. Nach kurzer, etwa 1½ stündiger Fahrt haben wir Lunel erreicht, schon in der Hochcordillera, auf 2200 Meter Höhe, in imposanter, stiller Einsamkeit.

Gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Parnes, steht man die Arbeiter für den großen Tunnel im Betrieb, welcher dereinst in etwa 5 Jahren die beiden Andenländer durch eine Eisenbahnlinie verbinden soll. Auf 3000 Meter Höhe wird dieser Riesentunnel durch den Berg gebrochen; wenn er fertig gestellt ist, soll er den Verkehr zwischen Chile und Argentinien in 36 Stunden ermöglichen.

Der Uebergang vom Tag zur Nacht ist nur kurz und bald drängt sich alles in dem einzigen, primitiven Gasthof um das frugale Abendessen, das der Besitzer, ein Franzose, für den Preis von 8 Pesos, mit Logis, an die Reisenden abgibt. Frühzeitig, lange bevor die Sonne aufgeht, soll die Reise weitergehen. Deshalb wird das Mahl zeitig genug eingenommen; da es

auch empfindlich kalt wird, verfügen sich die Gäste bald zur Ruhe. Es ist noch tiefe Nacht, erst 2½ Uhr, da erschallt auch schon die wehende Glocke. Schnell wird der Koffer eingenommen; dann geht es an das Einhüllen und Verhüllen der Passagiere auf die Manttiere, eine Arbeit, die unter Witzen und Zählklappern vor sich geht. Das starke Geschlecht ist mit Mänteln, Ledern, Mänteln, Souchos dicht verpackt, die Frauen sind bis zur Unkenntlichkeit in Wäds, Tüchern und sonstigen phantastischen Hüften eingehüllt; die Schneebrillen fehlen nur bei wenigen. Diese Equipierung, welche an den ersten Blick einem hartnötigen Beobachter übertrieben vorkommen mag, erweist sich späterhin als ebenso notwendig wie praktisch. Jetzt ist alles fertig, die Manttiere sind mit ihrem gleichmäßig verteilten Gepäck beladen, die Reisenden auf den äußeren Sätteln mit den Füßen in die genau abgepaßten Steigbügel gepöndelt, die kundigen Führer auf ihren kleinen, ausdauernden Keitieren beschäftigt, Zügel in die Staravore zu bringen. Einige sehr vorsichtige Engländer, die wohl von einem furchtbaren Ueberfall in der Cordillera gehört haben moßen, lockern ihre Browningspistolen, während die meisten, noch schlaftrunken, in sorgloser Gleichgültigkeit sich auf ihren Sitzen verstanen lassen, unbekümmert um das, was um sie herum vor sich geht. Langsam steigt die Gesellschaft in einem Zug von etwa 30 Metern in die Höhe; dahinter das Gepäck. Still ist es noch; nur die Ruhe der Treiber und Führer, welche die zurückbleibenden oder anderer Linie weichenen Tiere zusammenhalten, unterbrechen die feierliche Ruhe der imposanten Gebirgslandschaft. Die stille ist intensiv, doch wirkt noch die Wärme des durch die Bewegung und das Wachen angeregten Körpers nach und man empfindet den schneidenden Luftzug nicht allzu sehr. Am Sidjack gewinnt der Zug die erste Höhe, dann geht es an einem mit Schnee gefüllten Spalt vorbei, über einen gefährlichen schmalen Steg, rechts die hohe Bergwand, links der tiefe Abgrund. Vorsichtig, langsam und sicher schreiten die Manttiere aus und machen ihrem Fuß eines der intelligentesten Tiere alle Ehre. Nur selten kommt ein Absturz vor, aber es ereignen sich doch von Zeit zu Zeit gefährliche Zwischenfälle, wovon einzelne Stofette über die endlosen Gefilde verstreut, Zeugnis ablegen. Uebrigens bemerkt man, bei etwa weiter vorgeschrittener Jahreszeit, also Januar, Februar, wenn die Fahrwege passierbar sind, statt der Manttiere die dafür eingestellten Antiken.

Wir haben jetzt freie Bahn und reiten nun in kleinen oder größeren Gruppen, über die endlosen Schneeflächen, die gar kein Ende nehmen wollen. Die Sonne ist aufgegangen, aber ihr wärmender, belebender Strahl trifft uns noch nicht, denn er wird von den Vergäwiken abgaltten und wir sehen nur einen rötlichen Schein als Meiler auf den Schneefuppen. Jetzt macht sich die Kälte höchst unangenehm bemerkbar, da der Körper jeder Bewegung entfehrt; einige von den Schwächlichen leiden bereits an der Höhenkrankheit, der „puna“, Atemnot, verbunden manchmal mit Nasenbluten, obwohl noch viel bis zum Stamm fehlt. Bei einigen ist es Eibildung, bei manchen aber Wirklichkeit und es gibt Leute, die diese Reise wegen der mit der „puna“ eventuell verknüpften Gefahr nicht unternehmen dürfen. Die Manttiere bluten an den Fesseln und hinterlassen rote Spuren im Schnee. Noch immer ist die Stimmung gedrückt. Endlich geht die Sonne auf und mit einem Schlag ändert sich Szenerie und Stimmung. In unvergleichlicher Pracht breitet sich die besonnte Landschaft; in Reihen türmen sich hintereinander die Bergriesen auf, endlose Schneefelder blinken und mitten in ihnen ziehen winzige Pünktchen, die Menschen.

Da alles mit Schnee und Eis bedeckt ist, entgeht uns manche Sehenswürdigkeit, die man im Hochsommer, bei freier Bahn, noch bewundern kann: Bergseen, Wasserläufe, die jetzt natürlich eine einzige Schneefläche bilden. Vorbei geht es an Portillo, einer Gruppe von vier langgestreckten Schuppenhäusern, die wir links unter uns liegen lassen. Und weiter durch einen in den Schnee geschnittenen zwei Meter breiten Weg, dessen Eiswände über drei Meter hoch in die Luft ragen. Der Pfad wird jetzt beschwerlicher; zwischen den Wänden muß man mit den schon ermüdeten Tieren genau die Linie halten, dann geht es im Zickzackweg höher hinauf auf Geröll, im Gänsemarsch, unter Beobachtung der hier doppelt nötigen Vorsichtsmaßregeln.

Stunde auf Stunde vergeht und noch immer keine Aussicht auf den Raum. Wieder kommt ein endloses Eisfeld, das wir in großem Bogen überschreiten. Am Ende dieses Marsches haucht uns ein eisiger Wind entgegen, der den schon völlig erstarrten Gliedern ganz den Rest gibt, uns aber gleichzeitig mit neuer Hoffnung erfüllt, denn wir sind dem Gipfel nahe und das Ziel der Reise ist nicht mehr fern. Die Karawane zieht sich immer mehr auseinander; während die frischeren Tiere schon die Höhen erklimmen haben, sind die letzten Nachzügler noch in der Tiefe. Endlich erblickt man schon von weitem das große Monument, welches die beiden Staaten auf einer Höhe von 4000 Metern zur Erinnerung an den Ausgleich eines langjährigen Grenzstreites errichtet haben.

Ein kurzer Halt von wenigen Minuten gestattet den Reisenden, abzuspriegen, die Beine ein wenig zu strecken und das auf einem mächtigen Sockel ruhende Monument — ein Christusbild — zu betrachten. Dann wirft man noch einen eiligen Mundblick über das ganz einzige Panorama und hinunter auf das vor uns liegende argentinische Land, das man nur als eine weite, von einem Fluß durchschnitene und von Bergen eingeschlossene Ebene erkennen kann, und dann geht es an den Abstieg, eigentlich der gefährlichere Teil der Expedition. Der von der chilenischen Seite erstiegene Berg senkt sich mit nur wenig Absträgung auf der argentinischen Seite hinunter in die Ebene, etwa 4000 Meter und in einem Winkel von vielleicht 28 Grad, über Geröll und lockeren Boden.

Hier zeigt sich die große Zuverlässigkeit und Intelligenz der Maultiere, auf deren Geschicklichkeit man sich ganz und gar verlassen muß. Vorsichtig ein Bein vor das andere setzend und ohne sich viel um die Zügel zu kümmern, die der mehr oder minder ängstliche Reiter bald zu straff, bald zu lose hält, gehen sie, oder besser gesagt, klettern sie abwärts. Der Reiter tut am besten, sich um das Tier gar nicht zu kümmern und nur dafür zu sorgen, daß er sich mit dem Oberkörper ganz weit zurücklegt, um das Gleichgewicht herzustellen. Oft sinken die Tiere in die Knie, dann muß man ihnen durch sofortiges Anziehen der Zügel behilflich sein, wieder aufzukommen. Sonst aber verfolgt das Maultier unbeirrt seinen Zickzackweg. Amüsant ist es dann, die über den Berggründen zerstreute Karawane in all den drohenden Stellungen zu beobachten, die ihr die Mangelhaftigkeit und Verlegenheit eingibt.

Dazwischen jagen die arrieros, die Treiber, Führer, mit ihrer angeborenen Tollkühnheit durch, schneiden durch direkte Abstiege große Strecken Weges ab und zeigen ihre ganze Geschicklichkeit. Wie lange der Abstieg dauert, kann man nicht genau bestimmen, da man zu viel auf den losen, mit Geröll bedeckten Weg zu achten hat und mit seinem Meittier fast fortwährend einen Winkel von 80 Grad bildet. Aber geräunte Zeit währt er. Wenn man dann mit müden Knochen nach dem über siebenstündigen Mitt am Fuß des Berges anlangt, ist man froh, beim Umblicken den Bergriesen hinter sich zu haben. Im Galopp geht es noch eine halbe Stunde durch die Ebene in völlig auseinander gesprengten Gruppen, dann haben wir die erste Station auf argentinischem Gebiet, Las Cuevas, erreicht, wo man nach Untersuchung des Gepäcks durch die Zollbehörde drei lange Stunden in glühender Sonne auf den Zug warten kann, der die Reisenden in einer 28stündigen Reise über Mendoza nach ihrem Bestimmungsort Buenos Aires führt.

So öde die Tour auf argentinischer Seite ist, wo die ganze Landschaft einen schroffen, unfreundlichen Charakter zeigt, so reizend, nach jeder Richtung anziehend ist sie auf der chileni-

weil sie es so rein und stark in seiner Natur, in seinen natürlichen Regungen erfassen. Aber in Wirklichkeit hat alle sogenannte ewige Kunst etwas Zeitliches.

Man kann die Kunst also fassen als eine Lebensäußerung, in der sich die geistige Natur unmittelbar und in höchster Kraft eigenartig offenbart. Das eben ist es: geistige Natur ist immer etwas Relatives. Sie ist gleichzeitig un- gemein verschieden. Masse, Stamm, Klasse, geographische Gruppe, Familie, Individualität — alle bedeuten da Unterschiede, Unterschiede der Art, die zugleich Unterschiede der Höhe sein können. Wenn aber Kunst bedeutet: lebendigster Ausdruck irgend einer Eigenschaft, die wesentlich ist für eine Kultur, so muß natürlich immer irgendwie ein zeitliches Element in jeder Kunst- äüßerung enthalten sein. Wir müssen nur auch die Zeit kennen, in der das Kunstwerk geschaffen wurde. Man kann gewiß ein Kunstwerk, das groß ist, ganz unabhängig von seiner Entstehungszeit genießen, also rein ästhetisch, aber man hat ein Moment des Genusses mehr, wenn man sieht, wie es wuchs, von welchem Leben es ausging, wie gleichsam als Sockel unter ihm in ungezählter Menge die sehnsüchtigen Hände einer Kultur das Werk haltend und schaffend

aus Licht emporheben. So aber kommt man auch der Kunst nahe, die da unscheinbar in vielen lebt und den eingeborenen Naturtrieb des Organischen, Kunst zu geben offenbart.

Dieser eingeborene Naturtrieb äußert sich in der ursprünglichsten Weise lyrisch. Also sagen wir einmal: im Liede.

Das Volkslied hat die Seele ganzer Völker in ihren einfachsten Zuständen und Sehnsüchten und Empfindungen aufgefangen. Aus vergangenen Zeiten reicht es zu uns herüber und verfehlt uns in naive Stimmungen, die rein und klar und elementar sind. Wenn wir uns nach seiner Kunst sehnen, so deshalb, weil wir aus-

Verkünstelung nach kräftiger Natur in uns selbst zurückverlangen. Alle Zeiten, die diesen Ruf nach Natur kennen, erleben ein Aufblühen der Liebe zum Volksliede. Das Volkslied verkörpert einfache Rhythmen, deren lebendiger Reiz uns gleichsam in Fleisch und Blut sitzt. Solcher Rhythmen gibt es viele. Woher sie kommen? Was sie uns eingepflanzt hat? Hängen sie mit alten Jahrtausenden menschlicher Arbeitstätigkeit zusammen? Von einem Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus weiß man. Diese einfachen kleinen Takte stimmen zu so mancher einfachen Verrichtung. Wenn sie erklingen, geht die Arbeit lebendiger. Aber sie passen nicht in die sanftenden Maschinenhäuser der kapitalistischen Produktion. Die verlangen taktreichere Wucht, mächtigere Schwingungen. Sie sind nicht mehr still wie ein Spinnrad oder ewig gleichmäßig traulich wie ein Mühlrad. Komplizierte Gewalten sind sie, darin große Kulturgedanken und kolossale Wirkungen stecken, die selbst über das Menschliche weit hinausgreifen.

Wir leben in einer Zeit, wo sich alles Empfinden und Denken dieser überragenden Kraftentfaltung anzupassen sucht. Wir möchten zur Einfachheit zurückkehren und zugleich dieses Inhalts- und Kraftreiche gewinnen. Das ist das zwiespältige Bewegen unserer Seele. Und



Las Cuevas.
Ausgangspunkt der argentinischen
Transandenbahn.

sehen Seite. Es gibt Leute, die sich das Vergnügen einer Reise über die Cordillera auch nicht in der Winterzeit nehmen lassen wollen, wo kein offizieller Verkehr stattfindet. Mit einem oder zwei kundigen Führern und den entsprechenden Maultieren unternehmen sie dann die Tour, die oft genug damit endet, daß Roß und Reiter in der Cordillera vom Sturm überrascht, den Weg verfehlen oder vom Schnee verschüttet, den Tod finden.

Arbeiterdichtung.

Von Franz Diederich.

Es gab eine Zeit, wo ein Dichter, der hinabstieg in die Abgründe der Gesellschaft, verhöhnt, verachtet, totgeschwiegen und in Vergeffenheit gestoßen wurde. Man bezweifelte, daß es eine Kunst geben könne, die den besonderen Namen einer proletarischen Kunst trage, und sagte, daß Kunst über den Klassen stehe. Aber so gesprochen ist das eine Phrasen. Es gibt doch ein Werden in der Kunst, und immer ist Kunst ein Ringen um intensives Ausdrücken irgend einer Aeußerung des Lebens. Es gibt ein Gebären sogenannter ewiger Werte, die nämlich das Menschliche gleichsam zeitlos machen,

wenn hier eine Schar zu dem Neuen vordringt, so bleibt dort eine in dem Gefühle für das Neue stecken und begreift nicht, wohin das Neue will und überhaupt, was es will, weil es noch gar so ungeklärt und gärend ist. Das Mitempfinden hängt ganz davon ab, ein wie großes Stück Kulturbewegung der einzelne mitempfindet, aus sich heraus mitlebt, in sich erlebt. Und nicht nur ein wie großes, sondern geradezu welches.

Der Kampf um Kultur vollzieht sich zwar in einer großen Richtung, aber nicht auf einem einzigen Wege, sondern auf vielen Straßen und Pfaden und Haupt- und Nebenwegen. Immer freilich so, daß auf einer besonders eng verbundenen Weggruppe das Hauptdrängen sich abspielt. Von jedem Wege aus sieht man aber das Bild der ganzen Bewegung anders, auf jedem Wege ist man anders überzeugt von den nächsten Notwendigkeiten und den letzten Zielen. Auf jedem Wege ist der Kulturrhythmus, das Kulturtemperament ein anderes. Es hängt ab von dem Kraftquell, der jeweils das Bewegungs- tempo be-

Lebefeis. Goethe deutete sein Wesen so: „Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Wert nimmt, den es vom Gegenstande hat.“

Die Werkstatt der Kunst ist eine Werkstatt des Lebens. Denn Kunst ist die Ausprägung gesteigerten Lebens, sie ist die Kraftentladung der Seele, die sich rhythmisch vollzieht, und

Menschen, der all die seltsamen, lebensstiefen Empfindungen, die seither nur in Reimen über das Ackerfeld der neuen Kultur verstreut waren, in reichster, sonnenbeglücktester Ernte in die Scheuern seiner Seele bergen wird.

So glauben wir also an die unbegrenzte Entwicklung des Empfindungslebens. Vor diesem Glauben aber kann auch kein Zwangs-gesetz gelten, das die Freiheit der rhythmischen Formenbildung irgendwie durch Grenzen einengt.

Die deutsche Arbeiterdichtung ist im Kampfe der letzten Generation aufgeblüht. Aber sie greift mit den Wurzeln schon in die großväterliche Generation, die die vierziger Jahre erlebte, zurück. Damals war sie noch mit der bürgerlichen politischen Lyrik verwachsen. Heinrich Heine, der bei uns den Typ der Großstadtdichtung fand, stand an der Quelle der französischen Arbeiterbewegung und Freiligrath berührte später die Quelle der englischen. In Frankreich wie in England ist die Arbeiterlyrik als Lyrik des düstern Notrebellentums rund drei Vierteljahrhunderte alt. Die dreißiger sowie auch die vierziger Jahre



Steinfeld der Cerros de Tabora.

stimmt. Die Arbeiterklasse, die sich als eine Welt für sich fühlen und geschichtlich begreifen lernte, hat so ihre eigene Marschstraße, die sie vor allem Verzweigen in kleine Sonder- und Einzelwege zu sichern sucht. Und so sieht sie also von ihrem besonderen Wege die Kunst und ihr Schaffen zunächst anders, sieht mancher ihrer Neuerungen zunächst ganz fremd gegenüber, erfährt manches auch nicht in der Art seines Wesens. Und ihrem Tempo hinwiederum ist ein eigener rhythmisch-lyrischer Ausdruck erwachsen: im revolutionären Marschliede und im zukunftsfindenden Gedichte. Die Straft des Vertrauens ins ausdauernde Vorwärtsschreiten ist gewachsen, und so auch die Intensität der Freundigkeit des Zukunftsglaubens. Wir fragen nicht zunächst dabei, ob das alles, was da gereimt und gedichtet wird, schon hohe Kunst ist. Wir nehmen alles als Lebensausdruck und finden in der Tat, daß hier deutliche, zeitliche Elemente sichtbar werden. Es ist Wiederhall aus geschichtlichen, unmittelbar erlebten Vorgängen, und es hallt wider, mindestens in der Gesellschaftsschicht, aus der es hervorging. Ein politisches Gedicht hat in der Regel nur einen begrenzten

Rhythmus ist das Mittel, das die Seele zur größten Ausgabe von Empfindungskraft befähigt. Art, Größe und Reichum des Empfindungslebens würden also der Formwelt des Rhythmus die Grenzen geben. Aber kann dieses immense Sein Grenzen kennen? Diese Frage ist entscheidend, und ihre Verantwortung hängt ab von der Weite der Entwicklungsmöglichkeit der Kultur. Die aber muß uns, die wir die Früchte des 19. Jahrhunderts und die frischesten Ausblicke des 20. erlebten, schlechterdings als unbegrenzt gelten. Wir sehen und fühlen, wie die realen Kräfte der Kultur am Werke sind, wie von ihnen der Antrieb ausgeht, der die Räder der Kultur vorwärts zwingt, und wie die ganze gewaltige Bewegung sich im Individuum Mensch heute schon im Abneuen großer seelischer Veränderungen spiegelt: im Abneuen des neuen

schufen sie mit ihrer Erkenntnis der sozialen Lage der Arbeiterschaft. Und dann sind die Namen Freiligrath und George Weerth die gefeierten Namen echter und erster deutscher Proletarietdichtung. Immer wieder bringen neue revolutionäre Gegenwarten die Gelegenheit, ihre Worte abermals klingen, dröhnen und wirken zu lassen. Wie ist Freiligraths Gispalast zu neuem großen Leben erwacht, als der blutige 22. Januar 1905 in Petersburg durch die Welt dröhnte! Und durch das 19. Jahrhundert hin wurden politische Rhythmen, wie Heine sie mit Vorliebe gewählte, namentlich maßgebend. Ihr Schwung, ihr einprägsamer Ton, ihre reizend-spöttische, überlegene Art, kehren in immer neuer Verwendung wieder.

Den demokratischen Gegensatz zu betonen, darauf kommt es zunächst an. Ein Abspalteln von der Gefolgschaft überkommener Autoritäten, und ein Sammeln und Zusammenfinden der einzelnen Teile geschieht als nächste Notwendigkeit und erklärt auch den Ton der Gedichte, die je nachdem beliebt oder gehaßt sind bei Dichtern und Publikum. Dann bringen die sechziger Jahre die verstärkte Opposition, Abspaltung

und Sammlung. Die Massen beginnen zu begreifen, welche besonderen Führer ihnen erwachsen sind, und ihre großen Weltmachtgefühle fangen sich zu gestalten und Bahn zu schaffen an. Ziele werden gesehen, eigene Ziele, Klassenziele. Jetzt dringt das von Arbeitern selbst geschriebene Lied vor. Es war schon vorher vorhanden, man braucht nur in alte Gedichtbücher deutscher Handwerker hineinzuschauen und in die namentlich auch von Handwerkern gehaltenen Geheimbünde hineinzuhorchen. Aber Entfaltung und Resonanzboden fehlten. Jetzt kommt beides und entseelt das *Viererslied*, in dem politische, soziale und menschliche Wünsche leuchten und lodern. Wie viele der Arbeiterführer der sechziger und siebziger Jahre haben Gedichte geschrieben. Der alte Liebknecht sagte einmal: ein Gedicht könne besser wirken als ein Zeitartikel. Das erklärt ein wenig jene Erscheinung. Und damals wird nun *Jacob Nudorfs* Arbeitermarzsch, das Wahlrechtslied, aus der Lassalleschen Bewegung heraus geboren. Sie wird die Sturmflagge des deutschen Proletariats für den politischen Tageskampf.

Freiligrath lebte damals noch, aber die neu erwachende Arbeiterbewegung ließ den Sturm in seiner Brust nicht aufs Neue erwachen. Er hatte, wie so viele der Exilierten, die schlimmste Wirkung des Exils erfahren: die Abtrennung von den politischen Dingen, die in seiner Heimat geschahen, die Losreißung von den Volksmassen zumal, die in eigenartiger Weise in Bewegung gerieten. Nur die Erfüllung der Einheitsträume der vormärzlichen Generation ließ noch einmal seine starkschwingenden, gesättigten Rhythmen laut werden. Aber ein anderer Dichter der vierziger Jahre, *Serwegh*, fand den Weg zu Lassalle und zum Proletariat. Sein Bundeslied „*Brot und Arbeit, ruft die Welt, Brot kurz, denn Zeit ist Geld*“ ist nicht sein einziges Arbeiterlied, aber sein mächtigstes ist es: jede Zeile ein donnerndes Wort sozialer Erkenntnis. „*Mann der Arbeit, aufgewacht und erkenne Deine Macht! Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will!*“ Vor vierzig Jahren sangen es unsere Väter, die sich im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein als Vorwacht des Klassenkampfes zusammenfanden. Und heute noch leben seine Verse. Ist auch das Lied nicht als Massengesang jedem geläufig, so leben doch viele seiner Verse als Schlagworte des Klassenkampfes überall. Mit der Miesenkraft blühenden Erblassens und Bündens!

Was Arbeiter vor diesem Frühling der sechziger Jahre an Rhythmischen geschrieben — an stark frische, der auf den Dresdener Barricaden stand, mag man denken — ist so gut wie ganz verschwollen. Kein Wunder. Es fehlte die Masse, die es tragen konnte, die festgeschlossene Masse mit eigenem Klassengefühl, mit geschichtlichen Leben und mit dem Mittel der eigenen Presse. Beides bringen nun die sechziger Jahre, und die siebziger Jahre entfalten es.

Das bürgerliche politisch-radikale Dichten verfällt, und das trotzig Arbeiterlied tritt an seine Stelle. Natürlich rümpft eine zünftige Kunstgelehrsamkeit über diese Reime und Strophen die Nase. Die Formen dieser Gedichte, zunächst der Rhythmus und dann auch die Ausdrucksweise und der Bildgehalt entstammen dem lyrischen Weis der bürgerlichen radikalen Zeit. Die allgemeinen Begriffe von Wahrheit, Freiheit, Recht, das Spiel mit dem Widerspiel von Licht gegen Dunkel, haben noch eine große Rolle. Ist auch, weil viel geredet und gelehrt wird und das Gestaltewollen noch nicht nützt, hat das Gesagte eine hemmende Breite. Aber das ist alles erklärlich: diese Lieder sind Agitationsmittel, die aufklären wollen. Sie sollen neue Anschauungen in einer Weise, die sich leicht festsetzt, aussprechen: scharf geprägte, klingende Münze, die den abgerundet ausge-

drückten Gedanken leicht und schnell umlaufen läßt. Sie schielen ganz und gar nicht nach einer Wertschätzung, die außerhalb der Arbeiterklasse liegt. Das ist die Bedeutung von *Nudorfs* Marzschlied. Wer namentlich den niederdeutschen Arbeiter kennt, begreift diese gemächliche Art, Dinge, die den Sturm anzeigen, auszudrücken. Aber es gibt schon auch ein festeres Angriffstünnen. An den kleinen Gedichtbüchern, die wir von *August Geib*, einem der ersten Gehopfer des Sozialistengesetzes, dann von *Karl Krohne* haben, ist genug davon zu spüren. Und dann aber immer wieder die Tatsache, daß sich am besten die Lieder einprägen, die eine langsame, schwere, düsterernste Gangart haben. *Hans Most* lebt in der Erinnerung deutscher Proletarier als eine wilde zähe Natur, die keinerlei Zwangsregeln für sich ertrug. Aber er schrieb das Lied: „*Wer schafft das Gold zu Tage? Wer hämmert Erz und Stein?*“ Die sentimental schmerzliche Melodie des bürgerlichen Liedes vom treuen *Andreas Hofer* wurde dafür gewonnen, und der neue, kämpferische Text ließ nun die Melodie rauher und schwerer klingen. Sicher hat auch die schon volksbekannte Melodie großen Anteil daran, daß jenes *Mostsche* Lied sich einlebte und noch heute nicht vergessen ist.

Dieses Vierteljahrhundert des Loslörens von herrschenden Autoritäten und des Sammelns und Ausschauens in die Zukunft, des Heranreifens des Proletariats zur Aufnahme der vom Bürgertum verlassenen revolutionären Ideale und großen Menschheitsgedanken ist natürlich dem polemischen Verse günstig. Einer der besten Pfleger des satirischen Gedichts ist *Max Kegel* und dann neben ihm wieder *Jacob Nudorf*, beide ganz im Proletariat aufgewachsen; der eine, der alles Quälen und Entbehren erfuhr, das die bürgerliche Wohlstandigkeit dem unehelichen Kinde und seiner Mutter spendet, und der andere das Kind eines hamburgischen Proletariats, dessen *Haus Wilhelm Weitling* aufsuchte und den die revolutionären Wünsche auf den geraden Weg zu *Karl Marx* nach London führten, als andere die Hoffnung auf die Revolution längst aufgegeben hatten. Mit *Max Kegel* sollte die Entwicklung der sozialdemokratischen Wigblattliteratur von den Anfängen her auf das engste verbunden sein.

Und *Max Kegel*, der ein schier unverwundlich frischer Gesell war, schuf dann wiederum das prächtige Marzschlied der deutschen Arbeiterbewegung, den Sozialistenmarsch, der unmittelbar nach dem Fall des Sozialistengesetzes in die Reihen der Arbeiterschaft dringt und die Marzschlied überflügelt hat. Warum wohl? Eine Erklärung gibt der schnelle reißige Rhythmus, der etwas von hoch aufgereckten, fühnbewegten Gestalten und Stirnen und hellen, frischen, kampfmütigen und siegläubigen Augen hat und vom Gefühl unweiderstehlichen jubelnden Vorwärtsschreitens großer geschlossener, unerschütterlicher Massen zugefüllt ist. Dieser Rhythmus ist ein Abbild der neuen geschichtlichen Phase, in die sich die Arbeiterschaft durch opferreiche Kämpfe und Anstrengungen hinaufgerungen hat: der Phase, die mit der Generation von 1890 für die Arbeiterbewegung beginnen sollte.

In den 60er Jahren steckt die Masse der deutschen Arbeiterschaft immer noch vorwiegend in kleinkapitalistischen Betrieben. Jetzt aber ist Deutschland ein Gebiet des Großkapitalismus geworden. Wegen des philiströs kleinbürgerlichen Lebensauffassens, das natürlich auch in der Arbeiterschaft zunächst noch überall maßgebend war, erhob sich der Widerstand von innen heraus. Die Arbeiterklasse lebte fortan ganz anders und immer mehr als eigene Welt. Ihre tatkräftigsten Elemente hatten sich gefunden, die Organisationen gaben ihnen gesellschaftliche Sammel- und Mittelpunkt, wo ihr eigenes Wesen gelten und sich entfalten konnte. Die Stimmung schlug wirklich aus dem Düstern ins Helle um.

Die Stimmung der 80er Jahre war die des Sozialistengesetzes. Sie hat ihre Art ganz unverkennbar niedergeschlagen in dem Sammelbuche revolutionärer Lyrik des Leipzigers *Mudolf Lavant*, der auch einer von der Schar jener Arbeiterdichter ist, die mit der ruhigen Sicherheit der wohlbegründeten gegenfälligen Meinung polemische Verse sprechen. Das Sammelbuch, das dieser Mann 1886 im Parteiverlag des „*Sozialdemokrat*“, des verheinten „*Organs der Sozialdemokratie deutscher Zunge*“, in *Hollingen-Zürich* unter dem Titel „*Vorwärts*“ herausgab, war natürlich in Deutschland verboten, aber gleichwohl fand es in Tausenden von Exemplaren Eingang und Verbreitung. Wegen des bürgerlich-ästhetischen Kasperlumpens, das sich ob der politischen Einseitigkeit dieser revolutionären Gedichtsammlung aus der Geschichte von Jahrzehnten gering schätzig regen mochte, rief *Lavants* Strophe:

Der Hebermut ist mannigfaltig,
Die Lust ist jedes Wechsels voll
Einatönig, finstern und gewaltig
Sind Zorn und Klage, Haß und Groll.
Stimmt eurer Instrumente Menge,
Geht ein Konzert, doch glaubet mir:
Ihr kommt unrettbar in die Enge,
Dem Sturm und Brandung bringen wir!

Sturm und Brandung! In dem Jahre war's, als für die Handhabung des Sozialistengesetzes die verschärfte Tonart eingeführt wurde. Vor zwanzig Jahren. Was sind zwanzig Jahre! Und doch: wie fern scheint diese Zeit, die man das Heldenzeitalter der deutschen Arbeiterklasse genannt hat, schon hinter uns zu liegen! Eine Zeit war's, die für die deutsche Literatur von großer Bedeutung werden zu wollen schien. Von dem 70er Kriege hatte man einen Aufschwung der deutschen Dichtkunst erhofft. Sie hatte ihn sicher nötig, und zu den Kulturerfordernissen gehörte auch ein Aufschwung des allgemeinen bürgerlichen Geschmacks, der sich den leichtesten Erzeugnissen und einer Talunikunst mit Wonne hingab und das Beste, Edelste, Menschlichste, wie es ihm in dunkler Zeit der Schwäche ein *Friedrich Hebbel*, ein *Gottfried Keller* stark und gesund geschenkt, unbeachtet im Winkel liegen ließ. Aber dieser Aufschwung kam nicht. Er hätte nationale Farben tragen sollen, aber als er dann endlich kam, trug er sich nicht schwarz-weiß-rot, sondern scheute wahrhaftig nicht vor dem Griff nach der Arbeiterbluse und dem rebellenroten Tuche zurück. Die Erniedrigung Deutschlands durch die *Bismarcksche* innere Politik der rohen Faust war furchtbar, und nun wandten sich die jungen Geister der Arbeiterklasse als der letzten Hoffnung und fruchtigsten Hilfe zu.

Das Neue des 19. Jahrhunderts rechte sich in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten der Kultur auf: in allen Zweigen des Wirtschaftslebens, in Produktion, Handel und Technik, in aller geistigen Betätigung, in Wissenschaft, Kunst, Politik, Lebenslehre. Da mußten denn wohl die von kraftloser Gefühlsdüsel befehlten Rhythmen, jene zumeist in oberflächlichem Wortgeräusch hinstielenden Trochäen, in Mißkredit kommen; Jambus und Daktylus aber stampften kurzzeitig in Eisenstößen los. Durch das politische Leben dröhnte immer beherrschender der Massenritt der Arbeiterbataillone, und die Lyrik, soweit die Sehnsucht nach dem Neuen sie ergriff, geriet in die Gewalt dieses Erlösung kündenden mächtigen Klanges. Sie nahm die Sturmtrommel und schlug den Generalmarsch. Den Rhythmus der Metoden ließ in engerer Beziehung die politische Vergangenheit eines Jahrhunderts her, aber die Gedanken strömten neu: die Gegenwart gab sie.

Der Rhythmus also war Trommelschlag, dessen Wesen strophennähiges Gleichmaß ist: derselbe Takt, derselbe Takt, bis jeder Schritt und jeder Sinn gehorcht, sich in den Zwang fügt und, wenn das Tempo schneller und schneller

schallt, sich mitreißen läßt in stürmender Begeisterung. Diese Temporeigerung aber mußte der gedankliche Inhalt der neuen Lieder geben. Und er gab sie nicht durch ausflügelndes, ausparendes Raffinement, sondern durch die Fülle durchlebter Wirklichkeit, durch die Wahrheit der Leidenschaft. Das offenbarte die künstlerische Kraft der Lieder, die keine Phrase sein, sondern gerade mit den hohlgewordenen Phrasen aufzählen wollten. Und aus ihnen quoll unzweifelhaft Kraft, nicht nur künstlerische; ein Stück Volksfeele erwachte zum rhythmischen Wort und fuhr ohne Wändigung drein. Wo diese Lyrik das Leben selber packte und in Wildern nachzu stellen suchte, zerriß der Vorhang vor den

Winkeln sozialen Elends. Aus einem neuen Mitleid heraus schuf sie die grauenvolle Wirklichkeit noch, nicht aus einem wehleidig-tröstenden, sondern aus einem großtenden Mitleid, das mit entblößtem Schwert in die Stammsbahn stieg, und wuchtig strömte es in die alten Rhythmen. Ueber den ausweglosen Pessimismus ging der Weg hinweg: in den Strophen der Dichter, deren Seele dem Zeitempfinden am innigsten verknüpfte, glommt lichtaländig kraftvolles Vertrauen zur eigenen und gemeinsamen Macht auf.

Nur solchen Poeten aber gelang die Neubelebung überkommener rhythmischer Maße, die Künstler genug waren, ihre vom Wogendrang der Zeit erfüllte Persönlichkeit ganz in ihre Ge-

dichte zu stößen. Groß war die Zahl der sozialen Dichter, aber die Zahl der Echten war doch nur ganz gering. Die Kunst dieser Echten diente der Freiheit nicht bloß, weil diese politisch fehlte; sie suchte Freiheit überall: die ganze Kulturbewegung begriffen diese ganz Wenigen als einen Weg aus Unfreiheit zu immer wachsender Freiheit. Der Inhalt ihrer Lyrik zündete deshalb um so besser mitten im Volke, weil hier die gewählten Rhythmen traditionell und außerdem selbstbedingt in Fleisch und Blut lebten. Jede Zeit hat Rhythmen, die sie bevorzugt, und so bereitete diese Zeit die Seele der Massen so recht zur Aufnahme gerade der kräftigen und aufreizend wirkenden Schwingungen. (1896)

Schecho.

Eine türkische Geschichte. Von J. Schiraki.

(1896)

Wische brauchte sich dieses Veißeitcheiben nicht lange gefallen zu lassen; sie besann sich kurz darauf eines besseren und wartete sich dem großen Tröster Tod in die Arme, der da kam, sie zu holen. Der kleine Knabe war nun halb verwaisst, und die Kurdin war eine schlechte Mutter für ihn.

Schecho vertehrte sehr viel mit dem naselosen Manne. Dem konnte er manches erzählen, was dieser oder jener mächtige Mann trieb, der sich die Federthans zu Feinden gemacht hatte.

Wieder vergingen einige Jahre. Schechos Stern war immer noch im Steigen, wie derjenige seiner Beschützer. Er hatte sein Schicksal mit dem der Federthans verknüpft und war ein harter, stolzer und böser Mann geworden. Aber er war immer noch ein unsterblicher stapudsch. Da kam ihm ein unerwarteter Glücksanfall, wie er nur im Orient möglich ist. Die Direktoren der Post waren starr vor Erstaunen, als ihnen Ibrahim Schecho mitteilte, daß er nicht länger Postler sein könne, da er zum Wimbajchi (Major) bei einem der irregulären kurdischen Reiterregimenter ernannt sei. Schließlich hatten die Herren gelacht, denn sie wußten nicht, daß in Ibrahim Schecho mehr steckte als in einem einfachen stapudsch. Hätten sie es gewußt, würden sie ihn wahrhaftig nicht in ihrem Dienste behalten haben. Schecho war von dem Lachen beleidigt, aber doch war seine Eitelkeit so groß, daß er ein paar Wochen später als eleganter, hättlicher Offizier in das Amtszimmer der Direktion trat und die in weißen Handschuhen steckende Hand grüßend zum Stulpaß führte. Die Herren erhoben sich zur Begrüßung und es dauerte lange, bis sie ihn erkannten, denn er bewegte sich und benahm sich, als wäre er zum Offizier geboren und als hätte er nie in seiner Jugend von den Feldfrüchten der Nachbarn gelebt. Das war der Mann, dessen Willen und Wink fortan zweihundert grimmige und verwekterte kurdische Waschibozuks gehorchen sollten. Ueberall in Pera und Stambul sah man jetzt die schöne, männliche Erscheinung des Major Ibrahim Bey auftauchen. Jetzt konnte er seinen Fuß auf die Kladden derer setzen, die ihn mit Verachtung behandelt hatten. Das war eine himmlische Zeit für ihn. Denn nichts ist süßer für den Orientalen als Rache.

Wie Schecho zum Bey geworden war, darüber brauchte man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Etwas Gewisses ließ sich nicht sagen. Nur fiel die Verbannung eines mächtigen Mannes, der den Federthans ein Dorn im Auge gewesen war, mit Schechos Beförderung zusammen. Ibrahim Bey, wie er jetzt hieß, war der Stolz seiner Landsleute. Man zeigte auf ihn und erzählte von seinem unglaublichen Glück. Den Federthans war er unentbehrlich geworden. Sie bewirkten, daß er in Stambul blieb und ihrem Hofstaate beigegeben war. Jetzt

wurde er gewalttätig, wie seine Herren und ein Trinker, wie sie. Er sprach den Gefekten Lohn und machte Schulden, ohne sie zu bezahlen. Wenn er jemanden einschüchtern wollte, rief er: „Ich bin ein Mörder!“ und rollte seine Augen, wie es Ali Schanil und Abdul Mejal taten. Eines Tages feierte er seinen größten Triumph. Da ließ man ihn in den Monat eines besonderen Gönners rufen. Hier hielt man einen Platz über, wie man sich verschiedener Gegner entledigen könne. Da hörte man auf seine Worte wie auf die Worte eines Mannes, der wohlverfahren war in der Kunst, anderen den Untergang zu bereiten; und man machte so viel Weisens von seiner Klugheit, daß Schecho ordentlich beleidigt war. Nun wurde hin und hergerannt, und ein unheimliches Gewebe geponnen, das sich um die Köpfe der Gegner legen sollte. Und Schecho sah mit am Webstuhl und hatte eine unheimliche Freude daran, wie die Mädchen immer dichter wurden. Eine wahre Wonne des Herrens bemächtigte sich seiner. Die Menschen, die hier beisammen saßen, die Köpfe vom Kati erbißt, betrachteten das alte Reich der Osmanen als ihre Beute und spotteten über die osmanischen Schwächlinge. Eine der furchtbaren, schlammenden, zerstörenden Kräfte des Orients war entsefelt, aber sie war blind und taub und vernunftlos.

Der Wimbajchi Ibrahim war ebenfalls mit geistiger Blindheit geschlagen, als er die Geschäfte der Federthans betrieb. Er ahnte nicht, daß er seinen eigenen Untergang vorbereitete. Bis zu der Zeit, wo man eine große blutige Tat vollbringen wollte, kam er nicht aus der Trunkenheit heraus. So lag er auch in tiefem Schlummer, als der Mann ohne Nase kam und ihn mit den Worten emporrißte: „Wir sind verloren!“

„Ist er tot?“ fragte Schecho mit verhörrtem Gesicht.

„Ja, aber wir werden es auch bald sein.“

Als Schecho wieder zur Besinnung kam, ergriff ihn die Angst. Er schien sich seinen ganzen Mut vertranen zu haben. Er wünschte sich wieder ein einfacher Handlanger zu sein, unbekannt und ungekannt. Er schloß seine goldgestickte Uniform ein und verbarag sich in seinem Hause. Der Abend kam heran. Da ließ er seinen zehnjährigen Knaben kommen, das war jener Säugling, der ihm den Schnurrbart gekauft, den er geberzt und geküßt, bevor das Glück seine Seele gelötet hatte. Es war ein kluges, aufgewecktes Kind, den das Leid erst gemacht hatte, denn sein Vater hatte ihn ganz vergessen, seit die Mutter gestorben war. Schecho wollte nicht gern an Mische erinnert sein, das war ihm peinlich gewesen; da er wohl wußte, daß er nicht gut an ihr behandelt hatte. Gerade heute fühlte er aber das Bedürfnis, den Knaben zu sehen, er sah ihn in die Augen, als wollte er die Mutter

in ihnen suchen. Er nahm ihn auf die Arme und ließ sich von ihm erzählen, allerlei kindliche Dinge. Der kleine Knabe wurde vertraulich, und ein Schimmer von Glück lag über sein Gesicht. Der Vater versprach ihm Spielzeug und sogar einen Kamm — das war herrlich und die Augen des Kindes erstrahlten. Da erkrankte der Knabe unter an der Tür. Männer in Uniformen kamen die Treppe herauf; ein Offizier trat vor und sagte, daß Ibrahim Bey, Schecho verhaftet wäre. Da riß er sich los von dem versteinerten Knaben und machte sich bereit zu gehen.

Dann sah er mit einem Male in furchterliche Dunkelheit und meinte bitterlich. Was hatte er eigentlich getan? Er hatte den Mörder befreit. War denn das, was er getan hatte, ein Verbrechen? Sie führten sie zu ihren Feinden. Jetzt wann sollte es einem Strafbekanntem sein, seinem Gegner den Kamm in die Brust zu stoßen? Das wollte und konnte er nicht begreifen. Aber daß er sterben mußte, das verstand er; denn er hatte den Fuß in den Widen der Türken geleitet, und er wußte, daß sie nicht viel Umstände mit Leuten machten, die sie für Staatsfeinde erklärt hatten. Lange lag er im finsternen Gefängnis. Fast wollte es ihm scheinen, als hätte man ihn vergessen. Er lag in einer Art Betäubung zwischen Wachen und Schlummer und vergaß fast, die Speichen zu berühren, die man ihm brachte.

Schecho erlag unter der Hand des Schicksals. Er hatte kein starkes Herz. Das blutete und zerfloß in endloser Schwermut. So sind die Menschen des Orients: sie tun Hebles und vergriffen Mut und haben dabei die Herzen vor Weibern in der Brust . . .

Dann schien es ihm im Halbchlummer, als durchlebte er noch einmal den blutigen Tag, und sähe seine Opfer und küßte das Händchen des Armenierkinds, das nach seinem Schnurrbart griff. Er hörte sein Wimmern und sah es zudend auf dem Boden liegen. Er sah sich in seine Wohnung treten und sein Kind finden. Aber Weib und Kind verbaragen sich, und es ward ihm untagbar bange und er schrie auf vor Angst. Er war nun ganz wach und sah alles mit schrecklicher Deutlichkeit. Er dachte an die Tote mit den goldenen Haaren. Ja, Mische hatte wenigstens ein ordentliches Begräbnis unter den Cypressen mit einer schönen Grabinschrift in goldenen Buchstaben auf blauem Grunde . . . Wo würde er aber enden? Als Speise der Aische oder der Wägel . . . Da fluchte er zuerst den Federthans und dem Tag, an dem er zum ersten Male von ihnen gehört, und dem Tag, an dem er Mische verlassen, und dem Tag, an dem er selbst geboren. Das war aber nun alles zu spät.

Der Spruch des Schicksals stand in ewiger Schrift im Buche des Lebens geschrieben, aus dem sein Name gestrichen werden sollte.

Hunger.

Mutter es klopft! „Es ist spät in der Nacht,
Hilte dich Tochter, nicht aufgemacht!
Sei nicht ängstlich Kind, und lege dich nieder...“
O Mutter, hör, da klopft es schon wieder! ...
„Wer sollte wohl kommen in unserer Not,
Die Brüder sind fort, der Vater ist tot
Und wird wohl keiner zu freien dich kommen,
Seitdem sie uns Betten und Kleider genommen
Und seit du krank bist, verfallen und fahl ...“
Doch Mutter, da klopft es zum dritten Mal. ...
Und die Mutter gab keine Antwort darauf,
Da sprang die geborstene Türe auf,
Da stand auf der nassen, modrigen Schwelle,
Ein alter, dünner, bleicher Geselle
Mit fleischenden Zähnen und stierem Blick
Und der Kopf sank ihm schwer ins hohle Genick
Und er setzte über die Schwelle im Nu
Und schloß hinter sich die Türe zu
Und zog den rostigen Schlüssel ab
Und warf ihn durchs Fenster zur Gasse hinab.
Und legte sich träg auf die schwelende Diele:
Ein harter Weg das, zum endlichen Ziele! —
Die Mutter, die Tochter könnens nicht wagen
Den Gast nach Namen, nach Wunsch zu fragen,
Sie stehen am Fenster mit grauem Gesicht
Und suchen den Schlüssel und finden ihn nicht.
Sie wollen schreien, doch tot ist ihr Mund
Und ihre Hände sind blutig und wund,
Die alte Türe hält eisernen Stand
Dem Rütteln der todesangstbebenden Hand. —
Der dünne Gesell auf der schwelenden Diele,
Blinzelt höhnisch nach dem schrecklichen Spiele
Und dehnt sich wohligh und nicht langsam ein ...
... Der Morgen naht mit zitterndem Schein — —
Leo Selzer.

Die letzten Stunden eines großen Sozialisten. Die beiden großen französischen Utopisten Fourier und Saint Simon gehören nicht nur wegen ihrer theoretischen Verdienste um die Begründung des modernen Sozialismus zu den unsterblichen Helden des kämpfenden Proletariats, sondern sie verdienen auch in hoher Ehre gehalten zu werden als Menschen von vorbildlicher Persönlichkeit: wegen der unermesslichen Opferwilligkeit, womit sie in unwandelbarer Treue dem Leitstern ihres Lebens folgten. Die sozialistische Ueberzeugung war für Fourier wie für Saint Simon der eigentliche Lebensinhalt, hinter dem alles andere zurückstehen mußte. Beide haben sie ihren sozialistischen Ideen zuliebe in freiwilliger Armut gelebt. Was insbesondere Saint-Simon angeht, so hat er, obwohl der verwöhnte Sprößling einer hocharistokratischen Familie, wegen seiner Ueberzeugung das größte Elend lange Zeit geduldig ertragen. „Seit vierzehn Tagen,“ so schreibt er einmal, „lebe ich bloß von Wasser und Brot, ich arbeite ohne Feuer in meinem Kamin und habe sogar Kleider verkauft, um nur die Kosten des Abschreibens meines Werkes bestreiten zu können. Bloß meine Leidenschaft, die Wissenschaft und das allgemeine Glück zu befördern, und der Wunsch, ein Mittel aufzufinden, um auf eine friedliche Weise die schreckliche Krise, in welcher sich die europäische Gesellschaft befindet, zu überwinden, haben mich in dieses Elend gestürzt...“ In welchem Maße Saint-Simon von der sozialistischen Idee beherrscht war, zeigt besonders auch sein Lebensende auf erhabene Weise. Der große Sozialist starb am 19. Mai 1825 um 10 Uhr abends. Außer einigen vertrauten Gesinnungsgenossen war eine Anzahl Ärzte in seinen letzten Stunden um ihn. Als erste medizinische Kapazität traf der berühmte Ehrenolog Gall gegen Mittag am Schmerzenslager Saint-Simons ein, untersuchte die Brust des Kranken und gab ihn verloren. Am Nachmittag erschienen noch einige Ärzte und kamen zum gleichen Ergebnis. „Die Konsultation ist sehr leicht,“ jagte einer von ihnen, „der Kranke befindet sich im Todeskampf.“ Das behinderte Saint-Simon aber nicht, bis zum letzten Augenblick im vollen Besitz seiner Geisteskräfte zu bleiben und zu wissenschaftlichen Gesprächen aufgelegt zu sein. Auf die Fragen der Ärzte antwortete er mit der größten Ruhe und Klarheit. Schließlich jagte er zu ihnen: „Meine Herren, ich bin glücklich, einen neuen Gegenstand der wissenschaftlichen Beobachtung für Sie abzugeben. Sie sehen einen Menschen vor sich, der sich in einer so furchtbaren Krise befindet, daß ihr niemand wider-

stehen kann, der aber seinen Geist so voll von Gedanken über die Werte seines Lebens hat, daß er sich nicht mit Ihnen über seine Krankheit besprechen kann. Tun Sie, was Sie für gut finden, ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.“ Nun hielten es seine Freunde für ihre Pflicht, ihn zu befragen, ob ein Mitgefühl seiner Familie zu ihm gerufen werden sollte, etwa der General Saint-Simon. Der sterbende Sozialist zeigte aber nicht die geringste Lust, seine letzten Augenblicke mit Menschen zu verträdeln, die ihn im Leben und in der Lebensauffassung ganz fern gestanden hatten. Er sprach vielmehr nachdrücklich die Absicht aus, den kurzen Rest seines Daseins nur der Ausarbeitung seiner Ideen zu widmen. Und diesem Entschluß blieb er bis zum Ende getreu, ohne einen Moment Schwäche zu zeigen. Indes kam die Auflösung offenbar immer näher. Um 6 Uhr fragte ihn Dr. Vaillh, ob er leide. Diese Frage verneinte Saint-Simon, obwohl er zweifellos fürchterliche Schmerzen auszustehen hatte. „In keinem Teil Ihres Körpers?“ fragte darum der Arzt weiter. „Ich müßte übertreiben,“ antwortete Saint-Simon, „wenn ich sagen wollte, daß ich gar nicht leide; aber was liegt daran, sprechen wir von etwas anderem.“ Mit schon ersterbender Stimme redete er immer noch über die sozialistische Idee und ihre große Zukunft. Er bat schließlich die Anwesenden, sich näher um ihn zu setzen. Sein Lieblingsjünger Rodrigues, Vaillh und Halcyon rückten heran, um ihn zu verstehen, und während seine Worte schon vom Todesröcheln unterbrochen wurden, bei kaum wahrnehmbarem Pulsschlag und fast erloschenem Auge, sagte er noch: „Seit zwölf Tagen beschäftige ich mich mit einer Kombination, die am besten geeignet wäre, unserem journalistischen Unternehmen (dem „Producteur“) zum Erfolg zu verhelfen. Seit drei Stunden beschäftige ich mich damit, wie ich Euch meine Gedanken am besten erklären könne. Rodrigues, vergiß nicht, daß man, um große Dinge durchzuführen, von einer Leidenschaft besetzt sein muß. Mein ganzes Leben resumiert sich in einem einzigen Gedanken: allen Menschen die freie Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu verbürgen.“ Mit dem Tode ringend, fügte er noch die Worte hinzu: „Achtundvierzig Stunden nach unserer zweiten Veröffentlichung wird die Partei der Arbeiter konstituiert sein; die Zukunft gehört uns.“ Diese letzten Äußerungen des großen Sozialisten sind, wie sein ganzes Lebenswerk, nicht frei von Utopismus; aber Saint-Simon behält recht mit seinen siegesreichen Schlussworten: Die Zukunft gehört uns!

Der September bringt die letzten Grüße des scheidenden Sommers. Noch einmal glänzen ein paar warme Tage über der Erde, dann fallen die welkenden Blätter, und der Herbst tritt in seine rauhen Rechte. Das große Sterben hat begonnen. Noch blinken die Sonnenstrahlen, aber sie wärmen nicht mehr recht. Blaue Nebelschwaden lagern auf den Stoppelfeldern, und der Altvater Sommer flattert in grauen Fäden durch die Luft. Der Sang der Vögel ist verstummt. Sie sind nach dem Süden gezogen. Aber noch hat die fröstelnde Kälte des Herbstes nicht ganz eingezogen. Noch empfängt die Erde die letzte Wärme der scheidenden warmen Jahreszeit. Und auf diese letzte Septembervärme wartet der Landmann. Von ihr sagt er: „Was der September nicht kocht und brät, dann an den Trauben nicht wohl gerät“, „Warmer und trockner Septembermond mit reifen Früchten reichlich lohnt“. Auch der September-Mondenschein gibt dem, der auf eine günstige Gestaltung der Witterung angewiesen ist, manche Kunde über den Verlauf derselben: „Wie sich anläßt der neue Herbstschein, also soll in diesem das Wetter sein“, „Mühler Herbstschein, fällt bald der Winter ein“. Die Wortreime, die sich auf zu reichlichen Regenfall beziehen, widersprechen sich manchmal. Da heißt es z. B.: „Septembereggen für Saat und Reben kommt immer gelegen“, „Am Septembereggen ist dem Bauer gelegen“, „Wenn der Septembereggen den Winter trifft, so ist er so gut wie Gift“. Gewitter kündigen immer warme Zeit, die oft mit reichlichen Niederschlagsmengen verbunden ist: „Wenn der September noch donnern kann, dann setzen die Bäume noch Blüten an“, „Donnert es oft im September, gibts vielen Schnee im Dezember“. Letzte Blüten und reichliche Früchte stellen gleichfalls Prognosen, die vollständig geworden sind. So kennt jeder wohl die Bauernregeln: „Spät noch Rosen im Garten, läßt der Winter warten“, „Viel Buchennüsse und Eichel, dann wird der Winter nicht schmeicheln“. Fast aus allem spricht eine letzte Erntehoffnung und der Wunsch nach einer nicht zu strengen aber doch immerhin regulär verlaufenden kalten Jahreszeit. Wenn am Schlusse des Septembermonats die Altvater Sommerfäden fliegen und die bunten Blätter raschelnd über den Weg gleiten, dann schließt die unerbittliche Zeit die Pforten des Sommers zu,

und nach dem Mähen und Reifen und Werden seg: das Welken und Sterben und Vergehen ein. Id.
Der Generationswechsel bei niederen Tieren und seine Bedeutung. Von Generationswechsel spricht man, wenn eine durch geschlechtliche Fortpflanzung entstandene Generation, der selbst aber die Geschlechtsorgane fehlen, durch ungeschlechtliche Fortpflanzung eine anders geformte Generation mit Geschlechtsorganen erzeugt, oder doch eine Generation, die zu Erzeugung von Eiern und Samenkörperchen befähigt ist. So entstehen z. B. aus den Eiern vieler Quallen nicht wieder die scheiben- oder glockenförmigen Quallen, sondern Tiere, die den Seerosen und anderen Korallenentieren ähnlich sind, sogenannte Polypen. Diese Polypen pflanzen sich ungeschlechtlich fort, entweder durch Teilung oder Knospenbildung. Durch Teilung pflanzt sich z. B. der Polyp fort, der aus dem Ei der Ehrenqualle entsteht, der am meisten vorkommenden größeren Qualle unserer Nord- und Ostsee. Dieser Polyp ist becherförmig; sein Körper fällt in eine Reihe kleiner Quallen, die anfänglich noch aneinander hängen und dann zusammen einen Satz kleiner einander gleicher Schüsseln ähneln. Aber vom Polypen, dessen unteres einem Seeblasblatt- oder anderem Gegenstande anhaftendes Ende ungeteilt bleibt, trennt sich eine kleine Qualle nach der anderen, um frei im Meer umherzuschwimmen und zu einer geschlechtsreifen Qualle, einem Männchen oder einem Weibchen, heranzuwachsen, zu einem Individuum also, das nun wieder befähigt ist, seine Art auf geschlechtlichem Wege fortzupflanzen. Durch Knospung entstehen die Quallen einer kleineren Art der Nord- und Ostsee, der Sarsie. Sie wachsen gleich Pflanzenknospen seitlich am Leibe des Polypen dieser Art aus dem Elterntiere heraus, lösen sich schließlich ab, wachsen im Meere umherzuschwimmend, heran und pflanzen sich durch Eier und Samenkörperchen fort aus deren Verschmelzung wieder Polypen entstehen. Der Generationswechsel ist sicher in allen Fällen für die betreffenden Tierarten nützlich. Davon können wir uns z. B. bei unseren Ehrenquallen und Sarsie überzeugen, wenn wir erfahren, daß es während des Winters nur Polypen, keine Quallen, gibt, einige gelegentliche Vorkommnisse von Quallen im Winter ausgenommen. Der stürmische und an Regen und Schneereiche Winter unserer nördlichen Meere ist den Quallen, die sich gern in der Nähe der Oberfläche des Meeres aufhalten, nicht günstig. Deshalb entleert erst neue im Frühjahr. Die Polypen aber finden auch im Winter ihr Durchkommen, denn sie haften meistens an geschützten Stellen in der Nähe des Meeresbodens, Pflanzen oder anderen Dingen an. Daß der Generationswechsel für die Tiere, bei denen er vorkommt, nützlich ist, zeigen auch gewisse Wandwürmer des Menschen und andere häufig oder immer Fleisch verzehrender Tiere. Die befruchteten Eier der Wandwürmer gelangen nämlich aus dem Darm in dem die Wandwürmer leben, auf die Erde zu bleiben hier oft an Pflanzen oder anderen genießbaren Dingen haften. Pflanzenfresser, wie die Mäuler, Schafe und Alcesfresser, wie die Schweine, verzehren sie beim Gras und Fressen. Im Magen dieser Tiere entwickeln sie sich zu kleinen Jugendformen, Larven, die in die Magenwand eindringen und auch in Adern hineingeraten. Durch den Blutstrom werden die Larven so lange im Körper umhergetrieben, bis sie in einem für sie zu engen Nesterchen stecken bleiben. Hier wachsen sie zu den sogenannten Finnen auf blasenförmigen Tieren, die nur dadurch aus dem Körper ihres Wirtes befreit werden können, daß ein anderes Tier den Wirt verzehrt. Geschieht dies, so gelangen die Finnen schließlich in den Darm des betreffenden Fleischfressers, wo sie sich festsetzen und zu Wandwürmern auswachsen. Dieser Entwicklungsreis ist in manchen Fällen ein echter Generationswechsel, weil sich gewisse Finnenarten ungeschlechtlich vermehren, z. B. die großen Finnen, die aus den Eiern des Hundebandwurms entstehen. Und da der Hund ursprünglich und auch als Haustier noch vorwiegend Fleischfresser ist, so ist dieser Generationswechsel höchst zweckmäßig, denn der Hund lebt hauptsächlich von dem Fleische der Pflanzenfresser, welche haben häufiger als Fleischfresser Gelegenheit, Eier des Hundebandwurms zu verzehren, weil diese viel öfter an Pflanzen haften bleiben müssen als an Fleisch. Aber auch in den Fällen, wo sich die Finnen nicht als solche vermehren, können wir von Generationswechsel sprechen, denn aus der Finne wird nur der Kopf des Wandwurms, der erst durch eine Art Knospenbildung, die zugleich eine Teilung ist, die Glieder des Wandwurms erzeugt, die jedes mit männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen versehen, zwar lange aneinander hängen bleiben, aber meistens scharf gegeneinander abgegrenzt sind. Immer nur das letzte und größte Glied ist zur Trennung vom Wandwurme ganz oder nahezu reif. h. h.

Nachdruck des Inhalts verboten!